

KUNSTCHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.
HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

29. Jahrgang

Juli 1976

Heft 7

IM NACHHINEIN: IDEENWETTBEWERB WALLRAF-RICHARTZ-MUSEUM

(Mit 2 Abbildungen)

Mit der Auswahl der Wettbewerbsentwürfe zu einem Neubau des Wallraf-Richartz-Museums auf dem Gelände östlich des Kölner Doms, dem heutigen Omnibusbahnhof, setzte das von der Stadt Köln einberufene Preisgericht am 28.—30. Januar 1976 einen Schlußpunkt hinter ein Verfahren, das von lebhaftem Interesse und auch von Kritik gerade von Kunsthistorikern begleitet war und dessen bauliche Konsequenzen mit Sicherheit noch weitere Diskussionen bringen werden.

Zur Erinnerung: Mit der leihweisen Überlassung der Sammlung von Kunst des 20. Jh. aus dem Besitz der Eheleute Ludwig/Aachen in den 60er Jahren wuchsen die Bestände des Wallraf-Richartz-Museums nach Art und Umfang in neue Dimensionen. Die Aussicht, diese fortlaufend ergänzte Leihgabe auf Dauer zur Verfügung zu erhalten unter der Voraussetzung ausreichenden Museumsraumes, ließen bereits damals Überlegungen zu einem größeren Museumsneubau anstellen — freilich für einen unbekanntem Standort.

Im Frühjahr 1975 erfuhr zusammen mit einer weiteren Öffentlichkeit auch der Landeskonservator Rheinland als zuständige staatliche Denkmalschutzbehörde zufällig von diesen Überlegungen, die jetzt aber als die Vorbereitung eines Wettbewerbs zum Neubau dieses Museums auf dem Platz zwischen Domchor und Rheinufer in jeder Beziehung sehr konkrete Formen angenommen hatten. Unter anderem waren auch die Verpflichtungen, die die Stadt Köln gegenüber den Stiftern einzugehen hatte, inzwischen präzisiert: Bis zum Geburtstag des Stifters am 9. Juli 1985 hatte das neue „Ludwig-Museum“ fertig zu sein, das unter eigener Leitung die Sammlung Ludwig und die übrigen Sammlungsteile des Wallraf-Richartz-Museum aus dem zwanzigsten Jahrhundert zu einem separaten Museum vereinigen wird. Verständlich, daß gegenüber diesem Ausgliederungszwang die Verantwortlichen für die Gesamtmuseumskonzeption, hauptsächlich Kölns Kultur-

dezernent Kurt Hackenberg und Generaldirektor Gerhard Bott, zumindest baulich auf einem Gesamtmuseum bestanden. Zu den Nebeneinrichtungen eines solchen großen publikumsorientierten Hauses kamen in den Programmrahmen für die Wettbewerbsarbeiten andere Aufgaben, die sich vor allem aus Forderungen von Finanzierungsbeteiligten herleiteten, wovon ein Konzertsaal von 2000 Plätzen die größten Auswirkungen auf das Anwachsen des Planungs- und künftigen Bauvolumens hatte.

Dieses bis zu einem hohen Grad an Genauigkeit formulierte Bauprogramm war ohne Berücksichtigung eines bestimmten Bauplatzes aufgestellt worden. Während seiner vieljährigen Entwicklung wurde es in allen seinen Teilen durch ein zunehmend fester geknüpftes Netz von vertraglichen und anderen Sachzwängen zusammengehalten, war jedoch in keiner Phase mit den Belangen des jetzigen Bauplatzes kritisch abgestimmt worden. Weniger noch: Während man, uniritiert von städtebaulich-denkmalpflegerischen Skrupeln ein Maximal- und Optimalprogramm für ein Museum aufstellte, waren — auch unabhängig davon denkbar — die Belange dieses Bauplatzes, seine Werte, seine Leistungsfähigkeit und die Grenzen seiner Belastbarkeit nie geprüft worden, was angesichts der selbstbewußten Eingriffe in die Domumgebung in den letzten Jahren mit Domplatte und Römisch-Germanischem Museum erstaunlich ist.

Hier ergab sich für die Denkmalpflege also die übliche Konfliktsituation, die in keiner Weise dadurch gemildert wurde, daß nicht Straßenbauer oder Flächensanierer, sondern diesmal auch Fachkollegen mit bereits fertig formulierten Ansprüchen an eine denkmalgeschützte Situation herantraten, deren Möglichkeiten und Grenzen nicht untersucht waren. Auch der frühere Ideenwettbewerb „Domumgebung Köln“ von 1956 (vgl. W. Weyres, in: Kölner Domblatt 14—15, 1958, S. 104—120), der den Bereich östlich des Domchors mitumfaßte, hatte hierzu nicht mehr als die Forderung nach maßstäblicher Bebauung und — damals noch — die Belassung des eventuell überbaubaren Omnibusbahnhofes aufgestellt.

Um es gleich zu sagen: Die Chance, eine klassische Konfliktsituation moderner Denkmalpflege zwischen Fachkollegen als Kollisionspartnern zu einem höheren Grad an Klarheit zu bringen, als er im oft groben Tagesgeschäft erreicht wird, ist nicht ergriffen worden. Unbeirrt von den lebhaften Einwänden fachlich kompetenter Kritiker über den Kreis der institutionell direkt Betroffenen hinaus wurde der zweite Schritt getan, bevor klar war, ob der erste überhaupt zu verantworten sei, denn mit der Auslobung des Wettbewerbs unter den genannten Sachzwängen war die Mechanik eingeschaltet, die trotz aller Versuche von außen eine erstmalige sorgfältige Befragung der Belange dieser einzigartigen städtebaulichen Situation unmöglich machte.

Denn für einen Museumsneubau mag dieser Wettbewerb ein überzeugendes Forum gewesen sein, um im gesteckten Rahmen eine Fülle von bemüht-

ten Antworten zu erhalten, obwohl einige bekannte Architekturbüros die Teilnahme ausdrücklich verweigert hatten unter Hinweis auf die Unauflösbarkeit des Zwiespaltes zwischen Bauprogramm und Bauplatz, — und so ist die Placierung der Entwürfe der Spitzengruppe durch die Jury durchaus begründet und nachvollziehbar. — Nur: Für die Belange der Situation am Domchor war die Fragestellung unergiebig. Nicht, wie ein Museumsneubau festumrissenen Programms an dieser Stelle auszusehen hätte, wäre zu fragen gewesen, sondern, ob an dieser Stelle, nach den Großbauten eines Jahrhunderts mit Bahnhof, Hohenzollernbrücke, Domplatte und Römisch-Germanischem Museum nach Maß und Nutzung ein weiterer Großbau die richtige Verwendung dieses Bauplatzes sein könne, oder, anders gefragt: Wie könnte eine Nutzung dieses Geländes unter städtebaulichen und denkmalpflegerischen Gesichtspunkten der Kölner Innenstadt im allgemeinen und der Domumgebung im besonderen die besten Dienste leisten? Eine solche Fragestellung hätte ein echtes Ideensammeln ergeben können; die Inanspruchnahme der Bezeichnung „Ideenwettbewerb“ für das jetzt abgeschlossene Verfahren ist angesichts eines festen Zeit- und Finanzierungsplans auf der Basis des vorgegebenen Programms nur ärgerlich.

Da Überlegungen zu anderen Bauplätzen ausdrücklich nicht Sache der Preisrichter waren (vgl. Interview mit einem der Sachpreisrichter in der Kölnischen Rundschau vom 13. 2. 1976) und eine solche Diskussion auch vor der Wettbewerbsentscheidung — ohnehin nur von Außenseitern geführt — kaum zu Wort kam, verwundert es nicht, daß bei der Prüfung der 63 Wettbewerbsarbeiten die Auswahl der relativ besten Entwürfe im Vordergrund stand und die grundsätzliche Möglichkeit der Bebauung des einzigen vorgegebenen Bauplatzes mit dem ebenfalls vorgegebenen Programm nur noch schlicht behauptet wurde. Insofern bleiben die Befürchtungen, die u. a. Michael Brix in der Kunstchronik 1975, Heft 7, S. 225—228, formulierte, ebenso ungeprüft wie aktuell.

Selbst unter Fachkollegen, z. B. bei zwei Sitzungen des Bonner Kunsthistorischen Kolloquiums, litt die Diskussion unter mangelnder Differenzierung, etwa, wenn die Probleme der geplanten Domumbauung der verschwundenen mittelalterlichen Bebauung zwischen Rheinufer und Dom gleichgesetzt wurden und dabei die Rheinansicht Kölns von Anton Woensam (*Abb. 1a*) zum Zeugnis für die Bebauungsmöglichkeit mit dem geforderten Museumsprogramm benannt wurde. Daß die Freilegung des 19. Jh. und die damit zusammenhängende Brückenlösung einen schützenswerten Zustand darstellen könnte, schien ohnehin, wie schon beim Wettbewerb von 1956 (vgl. W. Weyres, a. a. O., S. 105—107), fern jeder Überlegung zu sein.

Aber selbst wenn man dies, wie es faktisch ja geschah, ausklammern könnte: Gemessen an der Forderung Fritz Schumachers von 1925, der Kontrast zwischen Dom und Neubebauung müsse sich „mit diskreten Mitteln unvermerkt“ einstellen, ist schon die bisherige Bebauung ein Fiasko,

das sich bei Durchführung des Museumsneubaus mit Sicherheit verschlimmern wird. Damit ist nicht die Qualität der prämierten Entwürfe gemeint, sondern der Verzicht auf dieses von Schumacher gemeinte kontinuierliche Weiterwachsen, das bei Bauaufgaben der geplanten Größenordnung unmöglich wird (*Abb. 1b*). Damit ist nicht die Frage formaler Details und nicht einmal vorrangig die gewiß auch notwendige Festlegung bestimmter Maximalhöhen etc. angesprochen, sondern das aus dem Städtebau der Nachkriegszeit sich abzeichnende Ergebnis, daß jenseits formaler Qualitäten bauliche Quantitäten zur negativen Qualität geraten können. In dieser Hinsicht ist um den Kölner Dom im letzten Jahrzehnt viel geschehen, und vielen will scheinen, als ob die Verwirklichung des jetzt anstehenden Programms einen Grenzwert des Verträglichkeit überschritte. Da hilft auch nicht die Behauptung seitens der Befürworter der geplanten Bebauung, die Ziehung solcher Grenzen sei subjektiv, denn eine vorentscheidungsfreie Prüfung dieses Problems wurde in Köln nicht vorgenommen. Nach den Entscheidungen des Wettbewerbs ist dies vollends nicht mehr möglich, und ob in den kulturpolitischen und ökonomischen Unwägbarkeiten der kommenden Jahre eine neue Chance sich bietet, ist eine mehr als vage Hoffnung.

Georg Mörsch

EIN NEU ENTDECKTES OTTONISCHES BILDMOSAIK IN DER EHEMALIGEN REICHSABTEI SCHUTTERN

(Mit 6 Abbildungen)

Unter den beachtlichen Funden, die der Mittelalter-Archäologie im deutschen Raum in den letzten Jahren gelungen sind, ist die Auffindung eines Bildmosaiks in der ehemaligen Reichsabtei Schuttern — vor 1024 Offoniscella genannt — von kunstgeschichtlicher Bedeutung (*Abb. 2—4*). Der Überlieferung nach wurde die Abtei im Jahre 603 durch einen irisch-schottischen Mönch und Königssohn Offo gegründet. Die merowingischen Bauten, welche durch die Grabung freigelegt wurden, kommen der überlieferten Gründungszeit nahe. Im Dienstleistungsverzeichnis der Reichsklöster unter Ludwig dem Frommen aus dem Jahre 817 erscheint das Kloster Offoniscella in der ersten Gruppe der leistungsstarken Klöster gleich nach der Abtei Lorsch (E. Mühlbacher, *Deutsche Geschichte unter den Karolingern*. Darmstadt 1959, S. 335). Aus dieser Zeit wurde ein großer karolingischer Bau mit Atrium und einer im Westen eingebundenen Kreuzkirche nachgewiesen. Dieser Bau wurden in den selben Dimensionen, jedoch mit tieferen und breiteren Fundamenten erneuert.

Als im Jahre 1972 im heutigen Barockbau eine erste Sondierung vorgenommen wurde, fanden sich unter dem Niveau der romanischen Basilika (M. 12. Jh.) Bruchstücke eines Stiftmosaik. Diese Fragmente wirkten alarmie-